

Von oben nach unten

Sieglind Demus

„Sie werden herunterschließen“. Für diesen Unsinn, den ich aussprach, genierte ich mich. „Das Haus könnt ihr nicht kaufen. So nahe an den Karawanken“. Unsicher folgte die Tochter meinem Schauen zum Berg, sah mich fragend an.

Ich war doch der, der ein ums andere Mal bei der Lederfabrik vorsprach, Verständnis erbettelte, kollegial auftrat – von Unternehmer zu Unternehmer –, war der, der die Gastarbeiter verteidigte, die in der Fabrik mit Gerbsäure und Farbbottichen hantierten, der ihre Verätzungen mit Zinksalbe bestrich, die Stockbetten zusammenrückte, um mehr Männern Schlafplatz zu geben, sich vor sie stellte, wenn meine Frau klagte: „Es sind viel zu viele. Bei uns am Hof fassen zwei Knechte mit an. Zwei!“

„Zwanzig, mindestens, hausen in der Baracke“, hatte der Vorarbeiter verraten. Er stellte

eine Kiste mit Salat und Radieschen vor die Tür, ließ das Fallobst sammeln und in den Kartoffelfurchen nachklauben.

Und jetzt? „Feuern sie auf uns“, erfand ich, flehte meine Tochter an wegzuziehen. Ich redete, was ich selbst nicht glaubte.

Jahre zuvor hatte ich von der Wiese hinter dem Haus ihren Unabhängigkeitskrieg verfolgt – lange nachdem Ivan und Abdullah, und wie sie geheißen hatten, nicht mehr gebraucht wurden, eine Fahrkarte nach Hause oder nach Deutschland lösten. Die Fabrik stand leer, die Fenster zerbrochen, das Tor offen, die Färbegrube mit Unrat gefüllt. Billig gearbeitetes, bunt gefärbtes Leder aus Ländern, wo Gerber die Säurebottiche nach wie vor auf blanke Erde kippten, löste die heimische Ware ab. Über die, die jetzt in unser Land kommen, friedlich, ohne Gewehre, flüchtend, schutzsuchend, weiß ich wenig und schicke sie – am Stammtisch – zurück in ihr Land. Im Alter, beschwichtigten Freunde meine Kinder, sei auch ihr Vater seltsam geworden.

Wenn das so einfach wäre.

In einem dieser *Früher*, ich mühe mich, die Jahre auseinanderzuhalten, redete ich mit den Arbeitern in ihrem Duktus. Jetzt kommt keine fremd klingende Silbe über meine Lippen. Ich

erinnere mich nicht an die Gesichter der Menschen, die das Vieh fütterten und molken, Dung schaufelten, Heu anhäuften, die Ernte rechtzeitig vorm Gewitter einbrachten, Gemüsebeete von Unkraut befreien, in geteilte Karotten bissen, Steine sammelten und in die Grube warfen, Pflanzlöcher für Obstbäume aushoben, Wurzelballen einschlammten, damit es wuchs, in einer Erde, die nicht die ihre

war. Meine Empathie reagiert nicht auf gedankliche Erbstücke. Ich will mich nicht daran erinnern, dass wir nach demselben Schaufelstiel griffen, uns die gleichen Schwielen erarbeiteten, vom selben Most tranken, zusammen Obstkisten auf den Lastwagen hievten.

Was war mir widerfahren? Nichts. Gar nichts.

Wann die ersten Pamphlete ins Haus kamen, weiß ich nicht. Irgendwann lag eines auf dem Klavier. Darin blätterte ich lustlos, probierte, ob ich noch Papierflieger falten konnte.

Weil es nicht gut für mich wäre, allein zu sein, zwingt meine Tochter mir einen Pfleger auf. Für ihn habe ich ein Wort: *Terrorist*. Ich sperre meinen Mund zu, meine Gedanken ein, bis ich es nicht aushalte, die dünne Linie aufbricht und ich „Terrorist“ hinausspucke. Wenn er nach Hause telefoniert, weint er. Ich schiebe ihm mein Valium und Schnaps hin, damit er aushält, was ich ihm zumute.

Niemand fragt einen von uns, mich, nach einem Waffenschein. Waffen haben wir alle.

Der Geruch von Maschinenöl klebt an meinem Gaumen. Meine Hände haben ihre eigene Erinnerung, funktionieren selbstständig. Aufklappen, Reinigen. Patrone in den Schlitten. Wie früher, nur heute weiß ich, *was* und *warum* und *wie*. Um mich dreht es sich. Und „dass sie nicht in Kolonnen kommen können“, wie Politiker vorsagen, die nie und bei nichts dabei waren, „von noch weiter weg, noch hungriger, durstig nach unserem Wasser“. So nämlich geht das nicht. „Sonst schießen die“, sage ich laut, um mich zu überzeugen, und schäme mich. Nicht nur für mich.

Bevor ich durchdrehe, schieße ich. Zuerst. Ich schieße. Den Lauf unter mein Kinn gedrückt. Von unten nach oben.